

Bezugs-Preise für Satz und Drucken 2,50 M. ...

Hallesche Zeitung.

Anzeige-Gebühren für die hallesche Zeitung ...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Sonnabend 23. Mai 1896.

Seiner Bureau: Berlin SW., Fernburgerstraße 3

Herr von Hottendorf

hat einer allbekannteren Eigenschaft inaktive Besondere ...

Die „Hallesche Zeitung“ gehört nun zu den Verfolgten ...

Das aber die Wirkungen dieser Hottendorfschen ...

Deutsches Reich.

Der Kultusminister Dr. Wolff ist nach Kiel abgereist ...

thitische Major Reutwein hatte um einige Hebelgehänge ...

Folgende Offiziere sind für Südwesterfaia bestimmt: ...

Militärdruckerei für das Kriegsministerium? Der ...

Herr von Söller und der Sozialistenprozess. Der ...

In den neuen Handelsgesetzbüchern sind nach der ...

Im Bundesgesetz. Die Nordd. Allg. Sta. bringt ...

Der Reichstag hat sich heute mit dem Entwurf ...

sofort zur gänzlichen Beilegung der Prämienwirthschaft ...

Die Angriffe des Herrn G. Wolf gegen Premier- ...

Er befand sich, wie der Allg. Sta. geschrieben wird, ...

Parlamentarischer.

Dem Herrenhaus ist ein Antrag des Kammergerichts- ...

Oesterreich.

Das Reichsgebirgsjahr des Erzherzogs Carl Ludwig ...

Kirchliche Anzeigen.

An den Pfingstfesttagen, den 24. und 25. Mai, predigen:

In 11. G. Frauen: 1. Pfingst: Vorm. 8 Uhr: Sup. D. ... 2. Pfingst: Vorm. 10 Uhr: ... 3. Pfingst: Vorm. 12 Uhr: ...

Der Gaueverband in Preußen um die Mitte des Monats Mai war folgender: Winterregen 2, Sommerregen 27, Winter...

Zuckerzettel.

Die hier rubigste Markteinfuhr von Zuckerzuckern ... Die hier rubigste Markteinfuhr von Zuckerzuckern ...

Wackereinfuhr. Originalbericht von Coets u. Amms, Hamburg. In vergangener Woche vom 10. bis 16. Mai sind nachstehende Zufuhren hier angekommen:

Wackereinfuhr. Originalbericht von Coets u. Amms, Hamburg. In vergangener Woche vom 10. bis 16. Mai sind nachstehende Zufuhren hier angekommen:

Wackereinfuhr. Originalbericht von Coets u. Amms, Hamburg. In vergangener Woche vom 10. bis 16. Mai sind nachstehende Zufuhren hier angekommen:

Wackereinfuhr. Originalbericht von Coets u. Amms, Hamburg. In vergangener Woche vom 10. bis 16. Mai sind nachstehende Zufuhren hier angekommen:

Wackereinfuhr. Originalbericht von Coets u. Amms, Hamburg. In vergangener Woche vom 10. bis 16. Mai sind nachstehende Zufuhren hier angekommen:

Weiter-Anzeigen auf Grund der Berichte der Deutschen Gewerke in Hamburg.

Table with 4 columns: Item, Price, Unit, and other details. Includes items like 'Wackereinfuhr' and 'Zuckerzettel'.

Volkswirtschaftlicher Theil.

Table with 4 columns: Item, Price, Unit, and other details. Includes items like 'Wackereinfuhr' and 'Zuckerzettel'.

Waaren- und Produktberichte.

Wackereinfuhr. Originalbericht von Coets u. Amms, Hamburg. In vergangener Woche vom 10. bis 16. Mai sind nachstehende Zufuhren hier angekommen:

Wackereinfuhr. Originalbericht von Coets u. Amms, Hamburg. In vergangener Woche vom 10. bis 16. Mai sind nachstehende Zufuhren hier angekommen:

Wackereinfuhr.

Wackereinfuhr. Originalbericht von Coets u. Amms, Hamburg. In vergangener Woche vom 10. bis 16. Mai sind nachstehende Zufuhren hier angekommen:

Wackereinfuhr. Originalbericht von Coets u. Amms, Hamburg. In vergangener Woche vom 10. bis 16. Mai sind nachstehende Zufuhren hier angekommen:



Das Glück am Wege.

Nachdruck verboten.

Von R. Anders.

Man nennt die Blume hier die „wilde Rose von Tiefenbrunn“, aber Anemone wäre eine richtigere Bezeichnung. Empfindsam, zart und rein wie ein Engel würde ihre Erziehung eine süße Aufgabe sein, wenn man ein paar Jahrhunderte übrig hätte, wie die alten Patriarchen. Aber das Leben ist kurz heutzutage, zu schnell, zu künstlich. Ich kann nur an dieser kleinen frischen Blume nippen, um dann weiter zu ziehen. Ich singe ihr vor, ich lese Gedichte mit ihr, ich sitze stundenlang im Graſe neben ihr und plaudere, und manchmal kommt mir der Gedanke — aber nein, ich kann mir mein Weib nicht erst erziehen. Die Frau, die ich heirathe, muß eine Königin der Geſellſchaft ſein, wie die ſtolze Nora. Empfehl mich ihr. Aber meine kleine Schönheit hier — iſt nicht ihr Name ſelbſtpoetiſch? — Eliſabeth Roſen! Ich kann mich nicht länger mit Dir beſchäftigen, ich muß fort und meine wilde Blume ſuchen. Sie wird mir mindedeſtens eine Woche lang fehlen, nachdem ich Tiefenbrunn verlaſſen. R. v. E.“ — Und es war derſelbe Mann, der vor einer Woche meine Hand in der ſeinen gehalten und mit ſo bewegtem Antlitze geſtüßert hatte: „Ich habe ſie lieb.“ — „Eliſabeth“, fragte ich, „er war doch nicht ſo herzlos, Dir dieſe Briefe ſelbſt zu leſen zu geben?“ — „Ich fand ſie, Fräulein Emma. Er ſagte hier Lebewohl zu mir — auf ſeinem Wege nach dem Bahnhofe. Ich — ich — es war unrecht und nährlich — aber ich warf mich ins Graſ, verbergte mein Geſicht darin und ſah nicht auf, bis ich den Zug abfahren hörte. Dann bemerkte ich einen Brief hinter dem Baumſtamm liegen; er muß ihm aus der Taſche gefallen ſein.“ — „O, Eliſabeth“, ſagte ich, „es war unrecht.“ — Ein brennendes Roth übergoß ihr Geſicht. — „Ich wußte, was Sie ſagen werden. Es war nicht recht, etwas zu leſen, was nicht für mich beſtimmt war. Aber, ſo wahr wie ich hier ſiehe, Fräulein Emma, ich dachte, es wäre ein Brief, den er für mich hierher geleat, ein geſchriebenes Lebewohl. Als ich öffnete, fiel ein anderes Papier heraus. Ich ſah meinen eigenen Namen und — und ich glaube, ich wußte nicht recht, was ich that.“ — „Eliſabeth! Elſe!“ — Es war ihre Mutter, die in der Thür des Häuſchens ſtand und nach ihr rief. „Ja Mutter, ich komme.“ — Wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen geſehen hätte, fuhr ſie gegen mich gewandt fort, „ein Engel des Himmels hätte mich nicht davon überzeugen können.“ — Die Thränen ſtrömten über ihre Wangen. „Ich habe Kinder mit einem Ball ſpielen ſehen, ihn bald hierhin, bald dorthin werfen, um ihn zuletzt achtlos liegen zu laſſen. Und ſo hat er mit mir geſpielt. O Fräulein Emma, wenn Kurt je bei mir um Mitleid ſtehen ſollte — und es iſt mir ſo, als ob der Tag kommen wird — dann werde ich mich dieſer Stunde erinnern. Aber es tödtet mich! O Kurt, Kurt!“ — Und ich konnte kein Wort finden, ſie zu tröſten. — „Wenn er es nicht ſo überlegt und herzlos gethan hätte“, ſchluchzte ſie, „Womit habe ich ihn beleidigt, daß er mich zum Gegenſtand ſeines Spottes macht?“ — „Eliſabeth, liebes Kind, denke nicht ſo ſchlecht von ihm. Ich glaube, er iſt Dir aufrichtig zugethan; aber er gehört einer anderen Sphäre an und ſeine Stellung gebietet ihm, ſich ein Weib aus ſeinem eigenen Kreiſe zu wählen, wenn er je heirathen ſollte. Vergieb ihm, wenn Du kannſt und ſuche zu vergeſſen. Rachſüchtige Gedanken wohnen nur in einem ſchlechten Herzen, wer fühlt, daß er ſelbſt nicht fehlerfrei iſt, verzeiht.“ Eliſabeth beugte ihr ſchönes Haupt, es war der erſte Kampf, den ſie zu kämpfen hatte, und er war ſchwer. Aber das Gute in ihr ſiegte, ein weicher Ausdruck verbreitete ſich über ihr Geſicht, ſie nahm meine Hand und küßte ſie. — „Eliſabeth, Eliſabeth!“ rief ihre Mutter ungeduldiger. „Ich komme, liebe Mutter. Ja, ich will es zu vergeſſen ſuchen.“ ſagte ſie mit Thränen. „Aber Fräulein Emma,

verſprechen Sie mir, es auch zu vergeſſen.“ — „Ich verſpreche es, Eliſabeth.“ — „Meine Mutter darf nichts davon ahnen oder Ihre Verwandten.“ — „Keiner ſoll je ein Wort davon erfahren“, antwortete ich und küßte ſie. Sie trocknete die Augen, drückte ſchüchtern meine Hand, verbergte die Briefe in ihrem Buſen und rannte fort zu ihrer Mutter. Und ſo endete Eliſabeth Roſens Frühlingsroman.

Zehn Jahre waren vergangen ſeit jenem Tage, zehn lange Jahre, die ich fern von der Heimath verlebte. Bald nachdem Kurt uns verlaſſen, wurde der Geſundheitszuſtand meiner Mutter ein ſolcher, daß die Aerzte darauf beſtanden, ſie müſſe ein wärmeres Klima aufſuchen. Vor einer Woche waren wir zurückgekehrt und Deutſchland ſchien mir ſchöner denn je, ich hatte mich ſo ſehr danach geſehnt. Und wie reizend war das Feſt für mich, auf dem ich mich in Geſellſchaft meiner Schwägerin befand und zu dem ſich Alles vereinigt hatte, was durch Geburt, Reichthum oder Talent hervorragte. Es war ein Wohlthätigkeitsbazar im Palais des Grafen Dernburg, für den er ſein ganzes Haus und ſeinen prachtvollen Park zur Verfügung geſtellt hatte. In der Menge ſich zu bewegen, die durch alle Räume wogte, war nicht leicht; große Herren, reizende Frauen in Seide, Sammt und Spitzen ſtießen und drängten einander. Ich war von der Seite meiner Schwägerin fortgekommen und ſuchte nun überall nach ihr. Plötzlich bemerkte ich ein Geſicht, das ſelbſt unter dieſem Zuſammenfluß von Schönheit auffallen mußte, durch ſeine vollkommene Lieblichkeit; es ſchien mir bekannt, ohne daß ich jedoch mich erinnern konnte, wo und wann ich es geſehen. Ganz vergeſſend, wo ich mich befand, folgte ich den Bewegungen der jungen Dame, als das Gedränge um mich her ſo ſtark wurde, daß ich zu erſticken meinte. Ich ſtieß einen ſchwachen Schrei aus, als die Dame ihre Hand mir entgegenſtreckte und mich zu ſich hinüberzog nach einem etwas freieren Plaze. Während ich meine Toilette, die bei dieſem Experiment gelitten, wieder etwas in Ordnung zu bringen ſuchte, betrachtete ich verſtohlen das ſchöne Geſicht meiner Geſelſin in der Noth. Solch ein pitantes ſprechendes Antlitze mit prachtvollen Augen und einem feingefornten Mund. Weder Lippen noch Schminke waren nöthig geweſen, um dieſen frischen Teint zu verſchönern. Ich wußte nicht, wer ſie war, aber ich freute mich ihres frischen reinen lieblichen Geſichts, wie man ſich eines ſchönen Gemäldes erfreut. „D, ich bin Ihnen ſo dankbar“, ſagte ich. „Sie haben mir einen großen Dienſt erwieſen. Was für ein Gedränge hier iſt!“ — „Ja, ich hoffe, Alle werden tüchtig kaufen, um Graf Dernburg für ſeine Mühe zu entſchädigen. Vierzig bis fünfzigtauſend Mark werden gebraucht.“ Als ſie ſo ſprach, ſchien mir auch die Stimme nicht ganz fremd. Sie war ſomit ruhig und angenehm. Selten hatte mich Jemand beim erſten Anblick gleich ſo eingenommen. Wie dieſe junge Dame. „Ach Emma! Ich habe überall nach Dir geſucht und Du wahrſcheinlich nach mir. Wie geht es Ihnen, liebe Frau von Helberg?“ Meine Schwägerin, ſie war die Sprecherin, ſtellte uns einander vor. „Fräulein von Oſten — Frau von Helberg.“ Wenn Frau von Helberg mir nicht ihre rettende Hand geboten hätte, ſa hätteſt Du mich nie wiedergeſehen; mein Tod durch Erdrückung war nicht fern.“ Einige Damen näherten ſich, gemeinſchaftliche Bekannte von meiner Schwägerin und Frau von Helberg, und mit ihnen begaben wir uns nach dem Zimmer, in welchem die Statuen und Gemälde ausgeſtellt waren, manche nur geſehen, andere zum Verkauf. „Wer iſt Frau von Helberg?“ fragte ich meine Schwägerin. — „Eine reiche Wittwe und eine ganz liebe reizende Frau.“ — „Eine Wittwe? Sie ſcheint noch ſehr jung zu ſein.“ — „Vier- oder fünf- und zwanzig denke ich. Ihr Mann ſtarb vor zwei Jahren, ſie iſt kinderlos.“ — „Weißt Du, wo ſie herſtammt? Sie erinnert mich an Jemand, den ich früher gekannt haben muß.“ — „Aus Weſſalen.“ — „Da ſind wir.“ Die Galerie war ebenſo voll, wie alle anderen Räume. Wäre es kühl geweſen und wir hätten mit

Muße die Bilder eins nach dem anderen betrachten können, so würde es mir sehr viel Vergnügen bereitet haben, aber wir waren keine Salamander. „Das ist ganz dazu geeignet, um mich seetrank zu machen,“ sagte ich zu Frau von Helberg. Sie lachte. „Hier soll man beweisen, daß man mit Standhaftigkeit Leiden ertragen kann.“ Ihr Gesicht hatte, wenn es nicht durch „in Lächeln erhellt war, einen Ausdruck, als ob es Leiden gefannt und müthig getragen. Ich wendete das meine ab, um mich im Anstarren nicht auffällig zu machen, und erblickte hinter mir Kurt von Ellern. Es waren zehn Jahre, seit er meine Hand in der seinen gehalten an dem schönen Sommertage im Mühlengarten: ich hatte ihn nach all der langen Zeit vor ein paar Tagen zum ersten Male wiedergesehen. Er schrieb mir anfangs sehr schüchtern, als er aus meinen Antworten die Bitterkeit fühlte, die ich damals gegen ihn empfand, aber als es dann zum Kriege kam, und ich ihn von Gefahren umgeben sah, schwand mein Groll. Er war verwundet worden, und als ich die Spuren der ausgestandenen Schmerzen in seinen Zügen las, fühlte ich tief für ihn. Ich wußte, daß er verdient hatte zu leiden, mehr selbst, als es ihm beschieden gewesen. aber ich hatte ihn nie anders als in blühender Gesundheit gesehen und der Kontrast war ein großer. Er besuchte mich seit der kurzen Zeit, die ich zurück war, fast täglich, las mir vor, half mir Seide wickeln und hörte geduldig den guten Rathschlägen zu, die ich ihm für die Zukunft ertheilte. Es schmerzte mich zu sehen, wie viel edle Gaben des Geistes bei ihm krank lagen, die, wäre er energischer gewesen, einen edlen Menschen aus ihm gemacht hätten. Kurt betrachtete die aufgehängten Bilder und machte Bemerkungen darüber zu einem Herrn, der mit ihm eingetreten war, und in welchem ich Graf Kauden erkannte. Der Anblick dieser beiden brachte mir die vergangenen Tage lebhaft ins Gedächtniß zurück, da Kurt der „wilden Rose von Tiefenbrunn“ ihr Herz gestohlen und dieser bittere Briefe zurückgelassen hatte. Ich seufzte, als ich an die arme Elisabeth dachte, wurde aber aus meinen Träumereien durch ein Geräusch geweckt. Frau von Helberg hatte ihren Fächer fallen lassen. Sie hob ihn schnell wieder auf, nahm meine Hand und zog mich zu einem kleinen Bilde, das ganz verborgen in einer Ecke hing; die Menge zog achtlos daran vorüber. Ich betrachtete es. „Was war das?“ Ein junges Mädchen, ein reizendes Gesicht mit wunderbaren braunen Augen, lehnte gegen einen Baumstamm, einen Brief in der Hand haltend, ein anderer lag neben ihr. zwischen den Bergipfeln, während das Sonnenlicht den vorbeistießenden Strom golden erscheinen ließ. Es war ein reizendes Bild, gut ausgeführt, aber was mich tief bewegte, war das Gesicht dieses jungen Kindes, diese Augen, das wellige Haar, der frische kleine Mund, sie waren mir bekannt. Meine Gedanken brachten mich wieder nach Tiefenbrunn, die Mühle klappte, der Müller und seine Leute jangen bei der Arbeit, ich stand am Ufer des blinkenden Flusses und sah Elisabeths schlankte Gestalt aus dem Walde herkommen; Frau von Helberg beobachtete mich, ein erwartungsvolles Interesse in den dunklen Augen.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Pfingstvergnügen.

Skizze von Wilhelm Frenking (Hannover).

„Herr Wedemeyer! Herr Wedemeyer!“ rief es draußen und rüttelte an dem Thürschloße. Schlaftrunken richtete sich der junge Mann halb auf seinem Lager empor und horchte.

„Was ist denn los, Fräulein Martens?“

„Sie wollten ja heute so früh aufstehen, und nun ist es schon halb sieben vorüber.“

„Nichtig! Ja — ich bin schon da!“ Und damit sprang er, schnell ermuntert, aus dem Bette.

Das war eine schöne Bescherung! Halb sieben vorbei, und um 7 Uhr 10 Minuten ging der Zug ab! Aber das kommt von der unvernünftigen Quälerei, die einem am Vorabend von Sonn- und Festtagen zuemüthet wird. Und nun vollends geistern, am Sonnabend vor Pfingsten. Alle Welt wollte da noch schnell rasirt werden oder sich die Haare schneiden lassen und erst gegen 11 Uhr hatte er Scheere und Rasirmesser aus den müden Händen legen dürfen. Dann der weite Weg vom Geschäfte bis zum Logis und die Unruhe, am andern Morgen die Zeit zu verschlafen — was Wunder, daß er sie nun wirklich verschlafen hatte! Hoffentlich kam er aber doch noch rechtzeitig

zur Abfahrt und brauchte nicht in trostloser Einsamkeit den Tag zu vertrauern, auf den er so große Hoffnungen gesetzt hatte. Es war ihm wahrhaftig nicht leicht geworden, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, zuerst den Urlaub beim Prinzipal durchzusetzen, der natürlich, wie alle Prinzipale, nicht begreifen konnte, daß ein junger Mann auch mal ein Vergnügen haben muß, und dann die Beschaffung eines neuen Anzuges, um auch im Äußeren das Wohlgefallen der reizenden Mathilde zu erringen. Schließlich aber war doch Alles glücklich zu Stande gekommen. Ein guter Freund hatte ihm die noch fehlenden 15 Mark vertrauensvoll geborgt, und mit Befriedigung konstatierte er nun vor dem kleinen Spiegel, daß der neue Anzug, der flotte Westhut und die bunte Cravatte ihm gut zu Gesicht standen. Das sollte erst mal einer merken, daß der ganze Staat nur 21 Mark gekostet hatte, und Papiertragen trugen ja auch die feinsten Herren.

Den Kaffee verschmähend, den ihm Fräulein Martens, seine mütterlich besorgte Logiswirthin, durchaus aufnöthigen wollte, stürmte er fort und kam gerade auf dem Bahnsteige an, als der Zugführer das Zeichen zur Abfahrt geben wollte.

„Wedemeyer! Eduard! Hierher!“ scholl es ihm aus einer Wagenabtheilung entgegen, schnell wurde die Thür aufgerissen, der gutmüthige Schaffner gab ihm noch einen Nachschub und drinn war er. Die Signalpfeife ertönte, gellend antwortete ihr die Abfahrtslocke, pfeifend und schnaubend setzte sich der Zug in Bewegung.

Es war eine fröhliche Gesellschaft, die dieses und das anstoßende Coups füllte, junge Leute in der Frühlingszeit des Lebens. „Gesellschafts-Klub Fridolin“ hieß die Firma, unter der die männlichen Mitglieder wöchentlich einmal in einem bescheidenen Gasthause ihre Stutzsammelfest hielten und über gelegentlich zu veranstaltende Tanzvergnügen und Ausflüge beriethen. Die „Vereinsdamen“ traten nur bei den zuletzt erwähnten Anlässen aus ihrer Passivität hervor, so natürlich auch heute bei der Pfingsttour. Im Festtagsputze sahen sie noch einmal so liebreizend aus als sonst, und mit Behagen beobachteten die verschiedenen Mütter, die des Anstandes wegen sich an dem Ausfluge beteiligten, die bewundernden Blicke der jungen Männer, vorausgesetzt natürlich, daß die Aufmerksamkeit der eigenen Tochter galt und nicht etwa einem der übrigen jungen Mädchen.

Als Eduard Wedemeyer wie eine Bombe in das Coups gestiegen und nach freundschaftlichen Zusammenreden der Insassen zu Plaze gekommen war, gab es natürlich zunächst viel Begrüßen, Nicken und Handgütteln. Sie mochten ihn alle gern leiden, einmal weil er so anständig und bescheiden war, und dann auch wegen seiner musikalischen Begabung. Wenige verstanden so meisterhaft und ausdauernd die Ziehharmonika zu spielen wie er, und manchmal schon war ein improvisirtes Tänzchen nur durch seine Hilfsbereitschaft möglich geworden. Auch heute hatte Eduard sein Instrument mitgebracht und vorläufig im Gepäck des Wagens geborgen.

So fuhr man denn heiter in den Pfingstmorgen hinein und bald war die Station erreicht, von der aus die Fußwanderung nach dem Ausflugsziele, dem reizenden Buchensee, angetreten werden mußte. Dort war im Wirthshause alles schon vorher für die Gesellschaft bestellt, und Frühstück, Mittagessen und Vesperbrot wurde aus der gemeinschaftlich zusammengebrachten Reisekasse bezahlt. Nur die Getränke mußte jeder für sich besorgen, und da man für bare drei Mark, die Eduard als Rest seiner Habe noch im Portemonnaie trug, eine Menge Bier und Limonade kaufen kann, so durfte er auch in dieser Hinsicht beruhigt den Ereignissen des Tages entgegensehen.

Aber etwas anderes quälte ihn.

Die liebliche Mathilde hatte ihn weniger freundlich und herzlich begrüßt, als er erwartete. Sollte sie seine Andeutungen beim letzten Tanzfränzchen nicht verstanden haben? Oder interessirte sie sich wirklich mehr als verwandtschaftlich für ihren Vetter, der sie vor einigen Monaten in den „Klub Fridolin“ eingeführt und während der Eisenbahnfahrt an ihrer Seite gesessen hatte? Auch auf dem Wege, der vom Bahnhofe ab vorläufig eine kahle Chaussee entlang führte, behauptete er diesen Plaz und trug galant des Koupsindens Tuch und Handtasche.

Das mußte anders werden, und zwar auf sehr feine und geistvolle Art mußte Eduard sich in die Nähe des verehrten Mädchens bringen. Nur das „Wie“ war ihm noch nicht recht klar.

Aber — halt! So ging's! Blumen sind jederzeit als stumm-beredete Voten der Liebe erprobt worden. Also Blumen mußten heran auf jeden Fall.

Spähdend ließ Eduard seinen Blick nach allen Seiten schweifen, ohne etwas anderes als die Kaps- und Rübenpflanzen auf den weit hingestreckten Aekern oder hochaufgeschossene Brenn-esseln und flachblättrigen Wegerich in und neben dem Chauffee-graben zu erspähen. Daraus ließ sich kein zarter Liebesgruß winden. Aber dort drüben — war da nicht eine Hecke? Nüchtern und eine Vertiefung davor, die doch gewiß nur ein Graben oder Bach sein konnte. Da war gewiß das Nöthige zu finden, Vergiftmei-nicht und Ehrenpreis oder vielleicht gar ein verspätetes Beilchen.

Der schmale und ausgetrocknete Chauffee-graben war leicht überprüngen; in der Grenzfurche des Ackerstückes schritt Eduard auf sein nahes Ziel los und bedeutete die stehenbleibenden fragenden Freunde durch Wort und Wink, sie sollten nur weiter gehen, er werde gleich nachkommen. So klang denn das Lachen und Plaudern der Gesellschaft immer ferner, während Eduard zu seiner Freude sich bald davon überzeigte, daß bei der Hecke wirklich ein Graben vorhanden war. Diesseits freilich, wo das bestellte Feld bis dicht an das Ufer sich erstreckte, gab es wenig zu holen, aber drüben war es ganz blau von Vergiftmeinnicht-blüthen.

Ein kühner Sprung, wobei ihn allerdings die am Bande umgehängte Ziehharmonika schmerzhaft an die Hüfte schlug und er stand am anderen Ufer — oder richtiger: er lag dort, denn wegen des unfröhlichen Absprungs von dem weichen Ackerboden und der schlüpfrigen Beschaffenheit des Rasens war er ausge-glitten und konnte froh sein, daß nur der linke Fuß bis etwas über das Knie in das Wasser gerathen war. Dafür aber zeigte sich, als er sich aus dieser tragikomischen Lage aufgerafft hatte, am rechten Beine eine weit klaffende Wunde des Beinkleides, das in höchst indiskreter Weise das Kniee zum Vorschein kommen ließ.

Fatal! So durchnäht und zerrißen konnte er sich vor den Damen und besonders vor Mathilde unmöglich zeigen. Zum Glück war es noch früh am Tage und die Gesellschaft ließ ihm nicht fort. Er konnte also im nächsten Dorfe den Schaden bessern lassen und kam doch sicher zur Mittagsmahlzeit noch nach Buchensee. In solchen Erwägungen wandte sich Eduard, nachdem er eine Hand voll üppiger Vergiftmeinnichtengel abgepflückt hatte, den rothen Dächern zu, die aus der Ferne zu ihm herüber-schimmerten. Um den Weg kummerte er sich nicht, auch schien es keinen zu geben, der direkt zu jenen Gehöften führte, und so war es denn das sicherste, querfeldein darauf loszusteuern.

Inzwischen hatte sich am Himmel eine bedenkliche Ver-änderung vollzogen. Schnell war eine Wolfenwand hervorge-richtet, und der fahle Schein der Sonne kündete baldigen Regen-guß. Dazu schien das Dorf mehr und mehr in die Ferne zu rücken, wenigstens wollte sich der Abstand zwischen ihm und dem einsamen Wanderer durchaus nicht wesentlich vermindern, obgleich er doch nun schon fast dreiviertel Stunden marschirt war. Die Reisegefährten mußten nun auf bequemen Wegen be-reits den sicheren Hafen an der Wirthshausastafel in Buchensee erreicht haben und schickten sich gewiß eben zum Frühstück an, während er hier mit knurrendem Magen im tiefen Lehmboden watete.

Und nun brach auch der Regen los mit einer Heftigkeit, wie sie dergleichen Frühlingsgewitter-Schauern eigen zu sein pflegt, und nirgends war ein Baum oder ein Strauch zum Unter-schlupfe. Wie schade, daß er den Regenschirm zu Hause gelassen hatte, weil ein solcher ihm zu der Erscheinung eines modernen Ziehharmonika-Troubadours nicht zu passen schien. Der hochge-slagene Rocktragen schützte nur vorübergehend Kragen und Gravatte, alles Uebrige aber war dem klatschenden Gusse rettungs-los preisgegeben. Bald fühlte Eduard die durchsickernde Nässe bereits auf der Haut, der Rand des vor kurzem noch so flotten Basthutes hing ihm trübselig an den Ohren herab, und eine Traufe ergoß sich in den aufsteigenden Hemdfragen.

In diesem trostlosen Zustande sah der Jüngling sich plötzlich einem Manne mit einem Blechschilde auf der Brust gegenüber, der breitschultrig und stramm ihm den Weg vertrat.

„Wat hat Sei hier herumtaulopen?“ redete er Eduard an.

„Kümmt Sei nicht lesen, daß düsse Weg verbo'en is?“

Der Angeredete, verwundert, sich überhaupt auf einem Wege zu befinden, beherrschte vergeblich seine Unkenntniß der Verhältnisse, aber der strenge Hüter des Gesetzes ließ sich auf nichts ein und verwies einfach auf eine unweit stehende Tafel, die allerdings durch die gut gewählte Inschrift „dieser Weg ist kein Weg, wer es aber dennoch thut, bekommt drei Mark oder

einen Tag Haft“, vor dem Weiterstreiten warnte. Der Flur-wärter, wohl auch durch das Regenwetter in unzugängliche Laune versetzt, bestand darauf, daß der unbewußte Sünder ent-weder gleich die drei Mark zahlen oder ihm zum Ortsvorsteher folgen müsse, und Eduard entschloß sich schweren Herzens, seine ganze Barschaft dem Unarmherzigen auszuliefern.

Sichtlich milder gestimmt, erbot sich der Gemeinbediener an-gesichts des erbarmungswürdigen Zustandes seines Opfers, den Jüngling mit in seine Wohnung zu nehmen, wo sich Gelegen-heit zum Ausbessern und Trocknen seiner Kleidung finden werde. Diese Aussicht richtete den Tiegebeugten einigermaßen wieder auf, außerdem ließ auch der Regen nach, und in der Gesellschaft des wegefundigen Führers erreichte man das Dorf in kurzer Zeit.

In einem etwas schlotterigen Habitt des Gastfreundes sah Eduard dann zu, wie die Wiederherstellung seiner eigenen äußeren Hülle Fortschritte machte. Heiße Bügeleisen und die ge-schäftige Nadel der Hansfrau vollendeten das Werk. Freilich hatte der böse Riß in der Kniegegend des Beinkleides eine arge Narbe hinterlassen, der Put seine Form für alle Zeit verloren, und wegen der ineinander gelaufenen Farben der Gravatte war es, auch abgesehen von dem schließlich zerplagten Papiertragen, nöthig, ein Taichentuch um den Hals zu binden. Dazu stellte es sich heraus, daß der billige Anzugstoff auf Regenwetter nicht berechnet und daher nicht nur bis zur Unkenntlichkeit entfärbt, sondern auch so stark eingelaufen war, daß das Jaquet vorn weit offen stand und die Arme und Beine recht lang aus ihren knappen Hüllen hervorschauten.

In so trauriger Gestalt zog Eduard dann mit freumblichem Danke fort in der Richtung zur Station, da er auf den An-schluß an die Gesellschaft und die Fortsetzung der Tour doch selbstverständlich in Anbetracht seines Mißgeschicks endgültig verz-ichteten mußte.

Die Chauffee wand sich in weitem Bogen durch mehrere Ortschaften hindurch. Es war schon Nachmittag geworden. Die Sonne schien wieder warm, und zu dem knurrenden Hunger ge-fellte sich ein glühender Durst.

Ausruhend setzte sich Eduard auf die Bank im Schatten der Linde vor dem Dorfwirthshause, dessen lockendes Schild mit dem schäumenden Bierkrüge sein Unbehagen nur noch steigerte. Als er so eine Weile, nachdenklich über den bedauerlichen Unterschied zwischen Hoffnung und Erfüllung, zwischen Wunsch und Wirk-lichkeit sinnend, dagesessen hatte, hörte er sich anreden. Ein Bursche in Hemdärmeln lud ihn ein, in das Haus zu treten, in dessen Flur er mehrere junge Männer und Mädchen erblickte, die neugierig auf ihn und sein Instrument blickten.

Da ging ihm ein Licht auf; tanzen wollte das junge Volk und er, der vermeintliche Wandermusikant, sollte dazu aufspielen! Musikanten aber läßt man in der Regel weder verhungern noch verdursten, und aus dieser Erwägung heraus war Eduard schnell entschlossen, den Leuten zu Willen zu sein. Als Anschlagzahlung bebang er sich einen kräftigen Zmbiß aus, der ihm nebst dem nöthigen Biere auch bereitwillig gewährt wurde, und dann ging es ans Werk. Bei dem fröhlichen Leben, das sich unter den Klängen seiner Walzer und Polkas entfaltete, schwand auch seine eigene trübe Stimmung, und als nun gar die Befriedigung der Tänzer sich in Gestalt zahlreicher Nickelstücke auf einem vor ihm stehenden Teller bemerklich machte, kam eine wirkliche Freudeigkeit über den Spielmann. Er empfand mit Behagen, wie Kunst Gunst macht.

Blöthlich, als die Gesellschaft eben in einem munteren Schottisch herumwirbelte, öffnete sich die Thür des Saales, und ein Gendarm wurde sichtbar, bei dessen Anblick die Tänzer schnell auseinander stoben. Eduard begriff das nicht. In seinem kindlichen Gemüthe dachte er nicht daran, daß so etwas geles-midrig sein könnte.

„Ach, wie bald sollte ihm das klar werden!“

Nachdem der Wachtmeister sich zunächst mit dem Wirthte eine Weile über die Anmeldepflicht öffentlicher Tanzmusiken unterhalten hatte, wandte er sich zu Eduard und fragte ihn in barockem Tone nach seiner Legitimation. Wer denkt denn bei einer Pfingsttour an dergleichen! Aber der Beamte war merk-würdig ungläubig, besonders Leuten gegenüber, deren Keuheres so vagabundenhaft ausschaute. Vom Gesellschafts-Club Fridolin, von dem Ausfluge und dem Mißgeschick wollte er nichts wissen, sondern blieb hartnäckig dabei, daß zur Ausübung des Musikanten-gewerbes ein Gewerbechein geböre, und da ein solcher nun ein-mal nicht zur Stelle war, halfen alle Bitten und Bethenerungen nichts — er mußte mit.

Wie einen Verbrecher führte ihn der Gestrenge zur Station, wo eben mit Sang und Klang der Klub „Fridolin“ zur fröh-

stehen Heimath sich wieder einstellte, darunter Mathilde am Arm des Betters.

Eduard suchte sich unerkannt zur Seite zu drücken, aber seine Bewegung faßte der Wondarm als Fluchtversuch auf und schickte sich an, dem Gefangenen Handschellen anzulegen. Dadurch aufmerksam geworden, drängte sich der Haufen der Ausflügler heran und — allgemeines Erschaunen! — in dem Verbrecher erkannte man den abhanden gekommenen Genossen.

Der Intervention mehrerer Freunde, die sich zufällig als vertrauenswürdige Staatsbürger auszuweisen vermochten, gelang es, den Beamten von der Wahrheit der Angaben Eduards zu überzeugen, und nach Notierung seines Namens durfte dieser sich wieder als freier Mann bewegen. Er zog indessen vor, in einem entfernteren Koupee die Rückreise unter Fremden zu machen, da die theilnehmenden Blicke und Fragen der Gesellschaft ihm doch zu peinlich war.

Eins aber hatte er in aller Geschwindigkeit noch bemerkt, daß nämlich aus Mathildes Augen ein Blick warmer Zärtlichkeit auf ihn gefallen war, ein Blick, wie ihn der Better nie von ihr bekommen hatte, und schnell wieder erwachte die Hoffnung, die ihn über den abenteuerreichen Tageslauf tröstete.

Und dieser Blick war ein Wechsel „auf Sicht“ der später pünktlich eingelöst wurde, und den glücklichen Bräutigam ein paar Monate später reichlich für alle Unbill entschädigte, die er doch nur um „ihretwillen“ ausgestanden hatte. Den nächsten Pfingstaussflug darf bereits ein junger Wedemeyer mitmachen.

Allerlei.

Was bedeutet das Wort „Berlin“? Diese Frage hat im Laufe der Zeiten die verschiedenartigsten Antworten gefunden. Wie die Namen der meisten europäischen Hauptstädte, Paris, London, Rom, ist auch der Name der deutschen Reichshauptstadt ein Laut aus alter, vorgeschichtlicher Zeit, ein Laut, dessen Sinn wir nicht mehr verstehen, wenn wir ihn auch täglich im Munde führen. Vor Allem zwei Erklärungen oder Uebersetzungen des Wortes Berlin sind aufgebracht worden, zwei Erklärungen, die sich scharf widersprechend gegenüberstehen und die die Schaar der Philologen in zwei sich beinahe feindlich bekämpfende Lager geschieden haben. Die Germanisten leiten den Namen aus dem Deutschen her, setzen seine Entstehung in eine weitentfernte, noch vor der slavischen Invasion liegende Zeit, die Slavisten erklären, daß der Ort erst in jüngerer Zeit von den wendischen Eroberern gegründet, also auch benannt worden sei. Ein neuer Befechter der ersten Deutung ist jetzt in Friedrich Karl Heise aufgetreten, der in seiner Broschüre „Ueber die Ortsnamen Berlin-Köln“, Berlin 1896, Druck und Verlag von Stubbs Buchdruckerei, auf reichliches Material gestützt die Frage zu lösen versucht. Heise ist ganz entschiedener, ja begeisteter Germanist. Er zeigt, daß die Germanen die eigentliche stadtgründende Nation nicht nur in Deutschland gewesen waren, daß der Einfluß der Slaven dagegen nur ein zerstörender, allenfalls ein umbauender war. Bei allen Orten, die jetzt im Osten oder im Centrum Deutschlands slavische Namen tragen, vermutet der Verfasser, daß hier ein ursprüngliches deutsches Wort ins Wendische überlegt wurde. Einen konkreten Beweis hierfür bietet z. B. die Geschichte des Städtenamens Brandenburg: der Ort trug diesen deutschen Namen, wie urkundlich erwiesen ist, bereits im zehnten Jahrhundert unter Heinrich I.; als dann nach Ottos III. Untergang die Wenden von dem Lande Besitz nahmen, versuchten sie, der Bevölkerung eine slavische Uebersetzung des Wortes, Sgorgelitz, eigentlich Brandstätte, aufzuzwingen. Doch war der deutsche Einfluß ein so mächtiger, daß sich der ursprüngliche Name durch die Sturmfluth der Zeit unverdorben erhielt. — In dem Worte Berlin selber erkennt Heise zwei verschiedene Wortwurzeln, eine germanische und eine slawische. Die erste Silbe beruht auf dem Stamm des altdeutschen Verbs bern, ich birne, das mit unserem „brennen“ sinnlich und etymologisch identisch ist. Die Wurzel findet sich in deutschen Städtenamen sehr häufig, so in Bernburg, Berndorf, Bernau, Schoenbern etc. oder mit abgehohelem n, wie in dem Worte Berlin. Bernweiler, Bernstadt, Bernwalde, Berlevisch. Alle diese Namen verrathen, daß an dem damit bezeichneten Orte in alter Zeit eine Brand- und Opferstätte, also ein Heiligthum, gelegen habe. Mit diesem urgermanischen Stamm ist denn das slawische Wort bellin, der Damm, das sich in Ortsnamen, wie Nerbellin, Bellinchen, Nerbelliner See findet, zusammengehörig worden; Berlin habe also ursprünglich Nerbellin, die Brandstätte am Damm, geheißten, was der Bequemlichkeit halber in Berlin zusammengezogen worden sei. Diese Erklärung zeichnet sich vor der volkstümlichen: Berlin gleich Bären, und vor den unsäglich slavischen Erklärungen durch etymologische Korrektheit und Deutlichkeit aus. Der Ortsname Kölln bedeutet nach Heise ungefähr dasselbe wie der Name Berlin, Kölln ist altslawisch, die Köhlen, die Brandstätte. Der Verfasser vermutet, daß das Deutsche Wort kolen, das also ursprünglich eine religiöse An-

Berantwortl. Redakteur: i. V. Alfred Sebeling. Notationsdruck und Verlag von Otto Zehle Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

riedelung bedeutete, auch in fremde Sprachen, in das Lateinische und Griechische übernommen worden sei; daß z. B. auch die Stadt Köln am Rhein, Colonia Agrippinensis, schon vor der römischen Besetzung den deutschen Namen Köln getragen habe.

Prinzipielle Ablehnung.

„Wollen sie sich nicht auch in Gotha verbrennen lassen, Herr Baron?“

„Nein, ich bin Nichtraucher!“

Egoistische Galanterie.

Herr N. wird im Restaurant durch ein Geräusch hinter ihn veranlaßt, sich umzusehen und bemerkt, daß ein Damenschirm umgefallen ist. Eine bildhübsche Blondine will eben den Schirm aufheben als N. rasch aufspringt und der jungen Dame mit galanter Verbeugung den Schirm überreicht.

„Er gehört aber nicht mir,“ meint die Blondine lächelnd. „Er gehört der alten Dame dort.“

Enttäuscht legt N. den Damenschirm wieder auf die Erde.

Gefährlicher Sport.

„Sind sie nicht auch, das Herr Schwengler heut wieder ganz entsetzliche Kalauer verdrückt?“

„Ach, der trainirt sich für sein nächstes Lustspiel.“

Zwangslage.

Die Tochter des Zahnarztes: Um Gotteswillen, Eduard, mein Vater kommt die Treppe herauf, jetzt mußt Du entweder um meine Hand anhalten, oder — Dir einen Zahn ziehen lassen!

Botanik im Pensionat.

Lehrer: Was blüht wohl zuerst im Mai?

Bachsch (erröthend): Die Liebe!

Posthast.

Miether: Haben Sie diese Nacht das kolossale Donnerwetter gehört?

Hausbesitzer: Jamohl, — ich glaube die Stimme Ihrer Frau ganz deutlich gehört zu haben.

Ein dauerhafter Ruß.

Tochter des Hauses (deklamierend): Und dieser letzte heiße Ruß, er brannte lange noch auf ihren Lippen!

Zuhörer (zu seinem Nachbar): Wird wohl ein Fünf-Minuten-Brenner gewesen sein.

Scharfe Kritik.

„Diese Brücke ist außerordentlich schadhast, nur der eine Pfeiler thut noch seine Schuldigkeit.“

„Wahrscheinlich ein Strebepfeiler!“

Vom Kasernenhof.

Unteroffizier: Still gestanden habe ich kommandiert, Füßler! Dassel! Ist der Keel schwerhörig! Ich glaube, wenn Sie mal Posten am Pulverturm stehen und der fliegt in die Luft, glauben Sie, es hätte Ihnen im Ohr gekläutet!

Der Vielbeschäftigte.

Herr Kommerzienrath, es ist ein Junge angekommen; (Nach einer Viertelstunde.) Herr Kommerzienrath, es ist noch ein Junge angekommen! Kommerzienrath (unwillig): Aber ich bitte Sie, Frau Markus, zählen Sie sie doch morgen früh alle zusammen und sagen Sie mir dann das Facit!

Vom Büchertisch.

Am dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Unter dem Titel „das Apfel- und Birnbäumchen im Topfe“ ist soeben im Verlage von F. Krause in Halle a. S. eine kleine Schrift erschienen, die sowohl für Gartenbesitzer wie für Pflanzensfreunde überhaupt von Interesse sein wird. Verfasser sind die Brüder C. und R. Maehz in Uchersleben und Schönebeck, die sich Jahre hindurch der Aufgabe gewidmet haben, Obstbäumchen in größeren Blumentöpfen, später in Kübeln zu ziehen und dabei zu erfreulicher Nachfolge aufmunternden Resultaten gelangt sind. Die Verfasser bieten in ihrer Schrift nur leicht Ausführbares, geben in faßlicher und übersichtlicher Darstellung an, was in jedem Monat an den Pflanzlingen geschehen muß, begründen dies in klarer Weise und veranschaulichen den Schnitt der Bäumchen an fünf schön und sauber ausgeführten Bildern. — Gewiß giebt es nichts reizvolleres, als ein kleines Obstbäumchen, im Frühling mit Blüten, im Herbst mit Früchten beladen, und diese Freude kann sich jeder Naturfreund, auch der in der großen Stadt wohnende, mit geringen Kosten bereiten. Wir empfehlen die kleine Schrift, die in jeder Buchhandlung für den geringen Preis v. 50 Pfg. erhältlich, unseren Lesern angelegentlich.

aber
zart
Aufga
wie di
zu sch
Blume
ich le
Bel
ihr u
aber
Frau,
wie d
Schön
Nosen
muß
destens
lassen.
Woche
Antik
fragte
zu lese
hier
Sch
mich
bis ich
hinter
fallen
— Ein
was C
mas n
siehe,
mich h
fiel ein
und
„Elisab
des Hä
„Wenn
fuhr fü
mich n
über i
sehen,
achtlos
D Frä
sollte
dann
mich! &
trösten.
hätte.“
mich &
liebes
Dir au
an un
eigenen
ihm, w
danken
er selbst
Haupt,
er war
druck u
und kü
dulbiger
geffen f